

Die „Korrespondenz Hoffmann“ meldet: Der König hat an den Minister des Innern Freiherrn von Soden ein Handschreiben gerichtet, in dem es heißt: Seit vollen fünf Monaten stehen Deutschlands beste Söhne in schwerem Kampfe vor dem Feinde. Ich habe den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß von größeren Festlichkeiten anläßlich meines 70. Geburtstages Abstand genommen werde. Dieser Wunsch wird überall verständnißvolle Aufnahme finden. Es liegt mir aber am Herzen, gerade am Vorabend meines Geburtstages die Empfindungen auszudrücken, die mich in dieser großen Zeit bewegen. Mit stolzer Freude und Anerkennung blicke ich auf die tapferen bairische

Arme, die in heldenmütigem Kampfe durch die herrlichen Waffentaten ihren alten Ruf befestigt und sich als würdiges Glied des deutschen Heeres bewiesen hat. Mit stiller Begeisterung gedenke ich der Helden, die in dem gewaltigen Ringen ihr Blut für das Vaterland vergossen haben. Festsitz ist meine Überzeugung, daß ein siegreiches Niederringen unserer Feinde uns einen dauernden Frieden sichert, der wert ist der schweren Opfer und mit der Möglichkeit gibt, Hand und Fuß wieder vordrängen zu können auf dem Wege wirtschaftlicher Erstarbung und kultureller Entwicklung. Gott schütze mein Liebes Bayern! Ich ersuche Sie, mein lieber Staatsminister, bekannt zu geben, daß ich eine Spende von 100.000 Mark zur Verfügung stelle mit der Bestimmung, daß sie zur Fürsorge für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer und zur Verringerung der durch den Krieg verursachten Notlage verwendet werde.

Kronprinz Rupprecht an König Ludwig.

Kronprinz Rupprecht von Bayern hat namens der bayerischen Armee anlässlich des 70. Geburtstages des Königs folgendes Schreiben an ihn gerichtet: Ferne von der Heimat feiern heute die bayerischen Truppen im Felde das Geburtsfest ihres obersten Kriegsherrn, in Treue fest, von dem unerschütterlichen Willen befeuert, den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln. Möge Gott der Allmächtige uns den Sieg verleihen und einen kühnlichen Frieden zum Wohle Bayerns und des gesamten deutschen Vaterlandes. Möge er die erprobte und unermüdete Regierungstätigkeit Ew. Majestät segnen, möge es Ew. Majestät vergönnt sein, Allerhöchste ihr Geburtsfest noch recht oft in gleicher Frische und Lustigkeit zu feiern, umjubelt von einem dankbaren und anhänglichen Volke. Indem ich Ew. Majestät die ehrfurchtsvollsten Glückwünsche Allerhöchste deren tapferen Truppen übermittle und an diese Glückwünsche meine eigenen aus heißer Seele kommenden füge, verbarre ich in Ehrfurcht und Ergebenheit Ew. Majestät untertänigst treu gehorsamster Sohn.

Die Verfassung in der Schweiz.

„Die Neue Zürcher Zeitung“ erhält eine Zuschrift, die in außerordentlich beachtenswerter Weise die Verhältnisse bespricht. In der Zuschrift wird zunächst festgestellt, daß seit Beginn des Krieges die Einfuhr verschiedener Dinge, die die Schweizer zum täglichen Leben und zur Aufrechterhaltung ihrer Industrie gebrauchen, wesentlich hinter der Einfuhr in normalen Zeiten zurückgeblieben ist. Es heißt dann: Wäre dieser Mangel an Zufuhr auf zwingende, durch den Krieg verursachte Umstände zurückzuführen, so wäre dagegen nicht viel zu sagen. Wir müßten uns ins Unvermeidliche fügen. Allein, die Ursachen sind ganz anderer Art, und es ist überraschend, daß sich die schweizerische Presse dazu bisher fast vollständig stillschweigend verhalten hat. Unsere Getreidezufuhr ist geringer als normal, sodaß auch die Vorräte heute sicher kleiner als zu gewöhnlichen Zeiten sind. Die Petroleumzufuhr ist so ungenügend, daß direkter Mangel herrscht. Der Import von Baumstoffe ist ungenügend, und unsere Metallindustrie leidet unter dem vollständigen Fehlen der Zufuhr von Kupfer und anderen Metallen. Dieser ganze Mangel ist darauf zurückzuführen, daß England die für unser Land bestimmten Waren absperrt und beschlagnahmt oder sonst zu verhindern weiß, daß sie von den italienischen und französischen Häfen bis zu uns gelangen. Es wird Zeit, daß das Schweizervolk sich darüber klar wird, daß England es dadurch schwer beschädigt. Darum scheint es Zeit zu sein, über die Dinge zu sprechen, die sich abspielen. Wir wollen uns nicht überraschen lassen von einer plötzlichen unabweislichen Situation, sondern wir wollen mit sprechen und mithandeln von Anfang an.

Niederträchtige Behandlung in Frankreich.

Die Berichte über die grenzenlos gemeine Behandlung der deutschen Zivilgefangenen in Frankreich wollen kein Ende nehmen. Wenn die Personen, die nach monatelangen Leiden endlich wieder in die Heimat gelangt sind und uns Mitteilungen machen, nicht so glaubwürdig wären, wenn nicht Hunderte und Aberhunderte immer wieder dasselbe erzählten, man könnte eine solche ausgeklügelte Grausamkeit und niedrige Gefinnung, wie die Franzosen sie bisher bewiesen haben, nicht für möglich halten. Neuerdings werden die Aussagen bayerischer Zivilgefangener bekannt, die in München in der unter Aufsicht des städtischen

Armenreferenten stehenden Fürsorgestelle für die aus Frankreich heimkehrenden Bayern zu Protokoll genommen worden sind. Wir verzichten darauf, alle Auslagen zu veröffentlichen, möchten vielmehr nur eine einzige herausgreifen, die das an Verberst und Sadismus grenzende Vorgehen der „Grande Nation“ gegen wehrlose Frauen kennzeichnet. Marie Bod erklärt: Wir befanden uns in St. Brianc in einer Fabrik und schliefen am Dachboden auf wenig Stroh und konnten nicht aufrecht stehen. Durch die Dachziegel sah man durch, ohne Regenschirm konnten wir nicht schlafen. Das Schlimmste war Brotnot. Wer sich darüber beklagte, erhielt ein paar Tage überhaupt nichts. Jede Woche kam ein Stabsarzt. Alle erhielten die gleichen Pillen. In einem und demselben Fluß, in welchen die Aborte abfloßen, wuschen die Frauen die Wäsche und spülten die Teller aus. Jeden Abend wurde der Fluß abgelassen. Es gab sehr wenig Trinkwasser aus einer Pumpe, die oft nicht funktionierte, dann mußten wir das Wasser aus dem Fluße trinken. Es brachen Typhus und Malaria aus. Im Spital starben mehrere Kinder und Frauen vor Schwäche.

Die Kämpfe um St. Georges.

Der Kriegskorrespondent der „Trib“ in Amsterdam, der mit seinen Sympathien gänzlich auf Seiten der Verbündeten steht, berichtet von einem Gespräch, das er angeblich mit einem deutschen Feldwebel gehabt haben will, und der ihm etwa folgendes mitteilte: Wichtige Gefechte fanden am 27. Dezember statt nordwestlich von St. Georges, einem Dorfe, das am linken und rechten Ufer der Yser belegen ist. Die Gefechte vom 27. Dezember hatten vor allem den Zweck, den heftigen Widerstand der Deutschen zu brechen. Ein anhaltendes Artilleriefeuer wurde von vormittags 6 Uhr bis mittags 11 Uhr unterhalten, erzielte aber das gewünschte Resultat nicht. Von 11 Uhr mittags bis 11 Uhr abends stellte man das Feuer darauf wieder ein und dann versuchte man einen Angriff auf Fildgen. Sie wurden zu Wasser gelassen und auf dem Kanal in westlicher Richtung weiter getrieben. Anfanglich ging alles gut, und es schien, als sei der Vorgang auf deutscher Seite unbemerkt geblieben. Sie waren bereits bis zu einem bestimmten Punkte gelangt, als sie sich nach Norden wendeten, wahrscheinlich um die deutschen Batterien, die St. Georges beschoßen, unschädlich zu machen. Sie waren jedoch noch keine 800 Meter weit, als diese Patrouille, die ungefähr 60 Mann stark war, von allen Seiten beschossen wurde, so daß kein einziger lebend davon kam. Darauf will der Korrespondent der „Trib“ den deutschen Feldwebel, der ihm diese Erzählung gemacht hatte, gefragt haben, ob sich denn die Franzosen nicht ergeben hätten, und der Feldwebel soll ihm darauf geantwortet haben: Feinde, die im offenen Felde gegen uns kämpfen, sind ehrliche Gegner, aber nicht diejenigen, die sich im Dunkel gegen uns heranschleichen. Hiermit will der Korrespondent der „Trib“ sagen, der Feldwebel habe durchblicken lassen, daß die Leute die Absicht gehabt hätten, sich zu ergeben, aber trotzdem von den Deutschen zusammengepfoscht worden seien. Der Feldwebel habe darauf weiter ärgerlich erzählt, die Verbündeten hätten dann doch ihr Ziel erreicht. Etwas anders, dafür aber sachlicher, erzählt der deutsche Tagesbericht die Vorgänge bei St. Georges.

Die Beschießung der belgischen Küste.

Ueber die Beschießung der belgischen Küste meldet der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ folgende Einzelheiten: Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer dauerte von 2 bis 1/5 Uhr nachmittags. Auch sah man viel Rauch zwischen Knokke und Heyst, der vermutlich aus Dünenbergen aufgestiegen war. Man sah diesen auch noch am Sonntag, aber Flammen oder Feuer wurde nicht wahrgenommen. Vor den Dünen Gadsands konnte man in der Richtung nach Knokke große Tätigkeit wahrnehmen. So weit man sehen konnte, standen noch alle Türme, sowohl die der Kirche von Heyst als auch der von Zeebrugge; der Wasserturm, die Leuchttürme von Knokke und Heyst blieben vollständig unbeschädigt. Dagegen scheint es, als sei der Wasserturm von Brügge vernichtet. Auch am Sonntag wurde wieder heftig geschossen. Aus Eluis wird dagegen dem „Nieuwe Rotterdamse Courant“ gemeldet, daß keine Beschießung durch englische Kriegsschiffe stattgefunden habe. Der Kanonendonner rührte daher, daß die Deutschen ihre großen Kanonen in den Dünen versteckt gehalten und diese Kanonen nun eingeschossen hätten.

Dann wird ein Italiener im Namen seiner hier lebenden Landsleute den Serben Schwören, Deserteure zu vernichten. Ein echter Garibaldianer im roten Hemd wird auch dabei sein. Attraktionsnummer allerersten Ranges, bitte! Dann feierlicher Umgang mit Fahnenstücken und Gebraüll. Rede des Nationalhelden Nummer eins, Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen. Hierauf Antwort des Nationalhelden Nummer zwei, des Präsidenten des nationalen Verteidigungsausschusses, des Herrn Ruschke, ehemaligen Theaterdirektors in Neufay. Endlich Demonstration zu Ehren des englischen Gefandten. Und das ist die Hauptsache! Rämlich die Million Pfund, die England vor fünf Wochen so unter der Hand hergeschickt hat, ist alle. Und ein paar serbische Patrioten haben nichts davon abbekommen, man denke sich! England soll also nur Moneten ausgeben, damit die Patrioten belohnt werden können!

„Das Duurige an diesem Possenspiel“, sagte Baron Veegerst mit seiner scharfen preussischen Offiziersstimme, „ist das, daß diese oberfaulen Kerle mit ihrem Humbug die ganze Welt zum Narren halten. Ihr Deserteurecht hat eine wahre Engelsgeburt mit der Gesellschaft. Mal 'n paar Regimenter her, und die Herren Paschke, Ruschke und wie die Ice alle heißen, sind nicht mehr zu sehen und zu hören. Ich wette, wenn Sie, Herr Kamerad, mit Ihrem Zug Wappenhindragener mal so 'n bißchen durch Belgrad spazierenreiten, rennt die ganze Stadt davon.“

„Ra, Herr Major, ganz so arg ist die Sache nicht“, entgegnete Vohnsparg lachend. „Feig sind die Serben nicht. Sie haben sich gegen die Türken ganz gut geschlagen.“

„Das mag sein. Der serbische Soldat ist gewiß nicht schlechter als andere, aber er hat nicht anzukleben, nicht zu schliefen und nicht zu freffen — nee, meine Herren, da ist doch nicht mit der Tapferkeit!“

„Das Volk hat einen ganz guten Kern“, mischte sich Ghisa ins Gespräch, „aber die sogenannte Gesellschaft ist, wie Sie sagen, Herr Major, oberfaul. Alles korrumpt durch und durch, wie immer in einem Lande, in dem Politst der oberste Beruf ist. Und der einträglichste.“

„Ja, du hast ganz recht“, rief da Gronah, der sich bis dahin ganz still verhalten hatte, und eine leise Erregung zitterte durch seine Stimme. „Das Volk verdient gewiß nicht, über die Achseln angesehen zu werden. Es ist fleißig, genügsam und intelligent. Aber seine Führer sind es, die das Land zugrunde richten. Vergessen wir nicht, der Traum der Serben war ja nun einmal die Vereinigung mit Bosnien, die Gründung eines großserbischen Reichs. Und diese Hoffnung haben wir ihnen jetzt auf immer zer-

Schwere Verluste der Belgier.

Aus Dünkirchen wird gemeldet: Von der Kanalfront treffen hier sehr ungünstige Meldungen über den Zustand der belgischen Truppen ein. Die Verluste sind seit dem Sturmangriff auf Saint-Nicolas, das jetzt unter ein furchtbar wütendes deutsches Artilleriefeuer genommen wird, ganz bedeutend gestiegen. Die Verstärkungen südlich Dünkirchen können nicht schnell genug nachgeschoben werden, so stark lichten sich die Reihen der erbittert kämpfenden Belgier. Zahlreiche Offiziere, darunter die Söhne dreier belgischer Minister, fielen in den letzten Kämpfen am Kanal. Der König verbrachte zwei Tage inmitten seiner Truppen, verließ dann aber die vordersten Stellungen, da fortwährend die deutschen Flieger entlang der Gefechtslinie operierten. Baron Broqueville überbrachte den Truppen Weihnachtsgeschenke des Königs und der Königin. Nach Blättermeldungen müssen jetzt auch die erst vierzehn Tage ausgebildeten Belgier in die Front. Sie werden mit den Begleitregimenten gemischt und stehen unter französischer Führung.

Ein Stimmungsbild aus Frankreich.

Aus italienischen Industriekreisen erfährt die „Frankfurter Zeitung“ über die Lage und die Stimmung in Frankreich folgendes: Die Geldnot der Regierung wird immer mehr drückender empfunden. Das große Hafenbahnprojekt in Marseille, für das 18 Millionen vorgesehen waren, mußte aufgeschoben werden. Der Gang der Kriegsergebnisse erzeugt Pessimismus. Man sagt sich dies: Frankreich wird den Krieg mit Geld, Oesterreich-Ungarn mit Land bezahlen. Die Läden im Rüstungsmaterial, namentlich in Gewehrvorrat, nehmen zu. Auch die Haltung der hohen Offiziere steht Besorgnis ein. Gegenüber den Siegesnachrichten des Generalstabes sagt man: Wir siegen immer, aber die Deutschen sind immer noch da. Besonders wird die Maßregel der Ueberschwemmung in Flandern bitter getadelt, da sie der Armee Muth erlaubt habe, die übrig bleibende Front zu verstärken. Der Sanitätsdienst arbeitet schlecht. Ueber die Desorganisation der Marine wird sehr bitter geklagt und man erzählt sich Geschichten, denen zufolge die Marine nicht auf dem Posten ist.

Der Zar und Monsieur Poincaré.

Der Zar sandte an den Präsidenten Poincaré anlässlich des Jahreswechsels folgendes heute erst bekannt gewordenes herzliches Glückwunsch-Telegramm: An der Schwelle des neuen Jahres liegt es mir besonders am Herzen, Ihnen gleichzeitig mit dem Ausdruck meiner herzlichsten Freundschaftsgefühle meine besten Wünsche sowohl für Sie persönlich als für Frankreich, unseren Freund und Verbündeten auszudrücken. Ich hege die warmsten Wünsche für die tapfere französische Armee und bin sehr überzeugt von dem Triumph unserer gemeinsamen Sache. Präsident Poincaré antwortete auf dem Drahtwege: Ich bin durch die Wünsche, die Eure Majestät mir gütigst überliefert, tief gerührt. Ich bitte Eure Majestät meine warmen Wünsche für Sie selbst, die Kaiserin und die kaiserliche Familie sowie für das edle russische Volk und seine tapfere Armee entgegen zu nehmen. Auch Frankreich hat volles Vertrauen auf den Sieg der Verbündeten und den Sieg unserer gemeinsamen Sache.

Unsere günstige Lage in Polen.

Der militärische Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts“ bespricht die Kriegslage im Osten: Fast man das Ergebnis unserer Fortschritte am linken Flügel der großen Kampffront zusammen, so ist nach seiner Ansicht die Bedrohung Warschau eine ernster geworden, der Operationsraum der Russen westlich der Weichsel verkleinert und die Rückzugsmöglichkeit im Raume westlich von Rawo verringert. Auf russischer Seite sehen wir ein zähes Festhalten der schwer bedrohten Stellung und ein nur schrittweises Aufgeben derselben. Da der russische Verlust an Gefangenen inzwischen ständig wächst, so müssen wir bezweifeln, daß der Feind noch imstande ist, westlich der Weichsel zum Angriff überzugehen. Russische Nachrichten sprechen von einer beabsichtigten Reugruppierung der Hauptmacht. Möglich ist es, daß man diesen Plan ins Auge gefaßt hat, ob er zur Ausführung gelangen wird, hängt zum großen Teile vom Schicksal der Kämpfe um Warschau ab, die viel eher eine Reugruppierung unmöglich machen, als sie den Russen die Wege dazu ebenen dürften. Wenn die Reu-

An den Ufern der Drina.

Roman von Ernst Klein.

I. Fortsetzung.

Rede des Verfassers.

„Du, Vohnsparg, wenn du die Gretow kennst“, sagte er, „geh' ihr lieber nicht in die Nähe. Sie soll ein ganz gefährliches Frauenzimmer sein. Was ich von ihr weiß, empfiehlt sie nicht gerade als Freundin eines österreichischen Offiziers.“

„Nanu, du wirst ja ordentlich dramatisch“, lachte der Angeredete, jedoch das Lachen klang etwas gezwungen. „Am Ende ist sie gar eine Spionin?“

„Ja, so was Ähnliches. Vor zwei, drei Jahren ist sie in Wien aufgetaucht und ließ sich dort in die Gesellschaft einführen; der Polizei aber fiel es auf, daß sie hauptsächlich Bekanntschaften mit Offizieren suchte, vor allem mit Generalskählern — man forschte ihr so in aller Ehrbarkeit nach, und die Folge davon war, daß sie bei Nacht und Nebel verschwinden mußte.“

„Na, mir wird sie nicht gefährlich werden!“ warf Vohnsparg gleichmütig hin. „Und was könnte ich schon für Staatsgeheimnisse verraten?“

„Ich weiß nicht. Sie ist ein blendend schönes Weib und darum doppelt gefährlich. Ich habe den Auftrag von Wien, sie ganz besonders scharf zu beobachten!“

„So?“ Ganz kühl und gelassen kam das Wortchen über die Lippen des jungen Offiziers, aber er lehnte sich weit in seinen Klubstuhl zurück, damit die anderen nicht sehen könnten, wie ihm jäh eine heiße Röte ins Gesicht stieg.

Er war daher sehr froh, als gerade in diesem Moment zwei neue Ankömmlinge das Zimmer betraten, Major Busfen, der österreichische, und Baron Veegerst, der deutsche Militärattaché, beide noch jüngere Männer mit energischen, klugen Gesichtern.

„Meine Herren, eine Neuigkeit“, sagte der österreichische Attaché, als alle Begrüßungen ausgetauscht und die Hände geschüttelt waren, „eine weiterschütternde Neuigkeit! Heute nachmittags punkt zwei Uhr großes Protestmeeting auf dem Fürst-Michael-Platz! Fremde Gäste herzlich willkommen!“

„Heute, bei dem Wetter?“ fragte Sudenberg zweifelnd.

„Der Sturm läßt nach, der Himmel beginnt sich aufzuheitern. Ich weiß es ganz positiv, daß der famose nationale Verteidigungsausschuß eben Sitzung hält, um das Programm festzustellen. Ich kenne sogar schon das Programm. Jemand so ein Universitätsprofessor wird eine Rede reden,

stört. Ich glaube nicht, daß diese aufflammende Begeisterung Schwindler ist. Die sogenannten Patrioten sind vielleicht Schwindler —“

„Nicht nur vielleicht, sondern ganz bestimmt!“ warf Ghisa ein.

„Gut zugegeben“, fuhr der junge Offizier, stets eifriger werdend, fort. „Aber das Volk ist wirklich in allen seinen Schichten erregt. Ich bin kein Politiker und kein Diplomat und will mir daher über die Verhältnisse kein Urteil erlauben, ich meine aber, wenn das kleine Serbien den Kampf mit dem großen Oesterreich aufnehmen will, so zeugt das nur für einen Heroismus, der doch gewiß nicht lächerlich ist.“

„Sie haben ja merkwürdig viel Sympathien für die Herren Serben, Kamerad“, sagte Veegerst mit nachsichtigem Lächeln.

Gronah hob stolz den schönen Kopf.

„Ich will nicht leugnen“, entgegnete er, „daß ich serbisches Blut in meinen Adern habe. Meine Mutter war eine Serbin aus Oßegg. Vielleicht kommt es daher, daß ich den Serben gegenüber gerechter bin als alle meine Kameraden. Ich kenne sie nämlich, Herr Major. Herr Major Busfen und mein Freund Vohnsparg werden es Ihnen bestätigen, daß diese Serben in unserer Armee als Offiziere und Soldaten dienen, und sie sind nicht die schlechtesten. Ich kann das ruhig sagen, denn ich selbst fühle ganz und gar nicht serbisch. Mein Vater war ein Stodmagare, ich bin ungarisch erzogen, habe ungarisch denken und fühlen gelernt seit meiner frühesten Jugend auf. Ich bin Ungar mit Leib und Seele. Es ist nur die menschliche Gerechtigkeit, die mich so sprechen läßt, Herr Major.“

Die Anwesenden schwiegen, ganz betroffen, so ernst hatte seine Stimme geklungen. Major Veegerst aber erhob sich nach einer kleinen Weile und trat mit ausgestreckter Hand auf den jüngeren Kameraden zu.

„Herr Oberleutnant“, sagte er voll Wärme, „Ihre Sprache macht Ihnen alle Ehre. Ob Serbe oder Ungar oder Deutscher, ich glaube, das kommt in der österreichisch-ungarischen Armee auf eins heraus. Der österreichische Offizier ist eben der österreichische Offizier. Nichts anderes. Aber ich denke, das ist genug. Und niemand weiß das besser, als wir draußen im Reich.“

Und als Echo zu diesen Worten Klang von einer entfernten Straße herüber das Gebrüll einer Horde junger Burschen, die zu dem Meeting zogen.

„Dole Austria!“ schrien sie. „Nieder mit Oesterreich!“

Fortsetzung folgt.

daß ein Monarch der kriegsführenden Länder sterben würde; wer? wolle und könne er nicht sagen, er wisse es nicht. Am schönsten paßte den Landwehrleuten die Aussage, daß etwa am 6. Dezember die Friedensverhandlungen beginnen sollten. Ich glaube aber, daß das mehr dem heißen Wunsch nach Frieden entsprang, den wir alle haben. Der Mann soll übrigens aus dem Regiment fort, weil er vielen den Kopf etwas verdreht. Er scheint ein ernstlicher Mann zu sein, der sein Los, die Fähigkeit des Heilsehens, selbst bedauert. Auch für hohe Geldgeschenke macht er aber keine Ausagen, sondern nur, wenn er sprechen muß. Ich erzähle Dir das alles, weil es ein Bild von unserem Leben hier gibt.

Englische Großmut. Die in Rußland stationierten Engländer haben beifällig an ihre Freunde in Deutschland Gratulationskarten zu Neujahr versandt, die dank dem Entgegenkommen der Behörden in schönem Druck ausgeführt waren. Auch in England hat man sich dort internierten deutschen Gefangenen großmütig gezeigt und ihnen gestattet, deutsche Weihnachtslieder zu singen. Diese mit allen Fanfaren ausposaunte Großtat spricht Bände! Wenn am Heiligen Christfest die deutschen Gefangenen mit gnädiger Bewilligung ausnahmsweise mal ein deutsches Weihnachtslied singen dürfen, so kann man Rückschlüsse auf die in den grauen Alltags geübte Behandlung den Gefangenen gegenüber ziehen. Zum Glück hatten die Angehörigen in Deutschland ihrer eingesperrten Familienmitglieder nicht vergessen, zahlreiche Liebesgaben und mehrere große Christbäume waren von Deutschland angekommen und erinnerten die Verbannten an ihre Heimat.

In französischer Gefangenschaft.

Ein Berliner Kaufmann hat einen Brief von seinem Bruder erhalten, der mit seinem Vater und einem jungen Mädchen in französische Gefangenschaft geraten war. Das junge Mädchen ist später in Freiheit gesetzt worden und hat den Brief mitgebracht. In dem Brief heißt es: Seit 6. August bin ich mit meinem Vater und unserem Fräulein in französische Kriegsgefangenschaft. Wir wurden am 5. August, morgens 9 Uhr mit Viehwagen nach einem Truppenübungsplatz in der Mitte von Frankreich befördert. Wir waren 28 Stunden auf der Eisenbahn. Als wir am 6. August in dem Camp militaire La Courvine ankamen, war natürlich nichts vorbereitet, aber auch gar nichts, kein Essen und gar nichts. In der ersten Nacht schliefen wir auf den blanken Britschen, ohne Decken, ohne alles. Erst am folgenden Tage bekamen wir etwas Stroh, und die Decken bekamen wir 14 Tage später. Das Brot, das es zu essen gab, war 14 Tage alt und oft innen schimmlich. Das allgemeine Essen, das gekocht wurde, war aber noch fürchterlicher. Mittags gab es halb gekochte Kartoffeln mit vollständigem gekochtem Rindfleisch. Man bekam einen Löffel Kartoffeln und Fleisch, ungefähr die Quantität eines halben Anstüppels. Ein andermal gab es weiße Bohnen, die etwas besser waren, und daselbe Fleisch. Das Schauerhafteste, was wir zu essen bekamen, war gekochter Reis, der durch langes Liegen schimmlich und faul geworden war. Abends gab es eine schauerhafte, Wuschwasser ähnliche Brühe, die auf fünf Meter nach schlechtem Rinderfett stank. Nach fünf Wochen mußten wir ausziehen und wurden in großen Pferdeställen untergebracht. Dort schliefen wir auf unseren Strohsäcken auf dem Boden und mit einer Art Pferdebedeckung zugedeckt. Vorher wuschen wir uns noch in richtigen Waschräumen, hier aber mußten wir uns in den Trinitrögen der Pferde waschen. Ich fragte mich oft, wo bleibt denn die so viel gerühmte französische Höflichkeit, fand aber niemals Antwort. In den Ställen blieben wir, Gott sei Dank, nur elf Tage. Dann wurden wir in Gruppen zu 250 Personen verteilt. Bei dieser Verteilung kamen wir nach Ajain in ein halbverfallenes Seminar, das seit acht Jahren keinen Besen gesehen hatte. Bei allen Zwangsarbeiten wurden wir von französischen Verbrechern, die man freigelassen hatte, beaufsichtigt und von Soldaten und Offizieren beleidigt. Welch eine Schmach! Ich bin, offen gestanden, schon halb verrückt, denn man stirbt hier förmlich moralisch ab. Wenn Du mir einen Gefallen tun willst, zeige diesen Brief einflußreichen Leuten, damit die deutsche Regierung weiß, wie ihre Untertanen in Frankreich als Gefangene behandelt werden.

Letzte Nachrichten.

Berlin, 6. Jan. Anlässlich des Ablebens Anton von Berners ist an die Tochter des Verewigten ein Telegramm des Kaisers gelangt, in dem es heißt: An dem schweren Verluste, den Sie mit Ihrem Bruder durch den Heimgang Ihres teuren Vaters erlitten haben, nehme ich den warmsten Anteil. Ich habe in dem Verewigten nicht nur den gottbegnadeten Meister der Kunst verehrt, seine Begabung für alles Gute und Edle haben ihm mein Herz freundschaftlich nahe gebracht. In den Ehrenstellen der deutschen Kunst wird der Name Anton v. Berners immer mit goldenen Lettern geführt werden.

Berlin, 6. Jan. In der gestrigen Sitzung des Bundesrats gelangten zur Annahme der Entwurf einer Verordnung über das Ausmaß der Brotgetreide, der Entwurf einer Verordnung über das Verfüttern von Brotgetreide, Mehl und Brot, der Entwurf einer Verordnung über die Vereitung von Backwaren und der Entwurf einer Verordnung betreffend Aenderung von Kapitalbeteiligung an einem Unternehmen.

Bern, 6. Jan. Oberst Müller schildert im „Bund“ ein Gefecht um Flixen und den mislungenen Durchbruchversuch der Franzosen bei Thiaucourt. Er sagt dazu: Die Deutschen verdanken ihre Erfolge neben dem geschickten Zusammenarbeiten der Infanterie und Artillerie ganz besonders der unerschütterlichen Disziplin, Standhaftigkeit, Ruhe und großen Schießfähigkeit ihrer Infanterie, welche den Feind kaltblütig auf Korn nimmt, wenn er auf wirksame Schutzweite herangekommen ist. Müller meint, für die allgemeine Kriegslage haben diese Kämpfe insofern Bedeutung, als sie zeigten, daß die deutsche Schlachtfront allenthalben stark genug sei, um die gewonnenen Stellungen zu halten.

Basel, 6. Jan. Ueber die Kämpfe bei Steinbach heißt es in einem Genfer Telegramm: Die Gefechte auf den Höhen von Cernay und um den Besitz des Dorfes Steinbach gehören nach den französischen Darstellungen zu den blutigsten des Feldzuges. Am erbittertesten wurde in der Nacht auf Montag um die Steinbacher Kirchenplatzhäuser gerungen. Hier erlitten die Franzosen die allerschwersten Verluste. Von einer endgültigen Entscheidung kann, da beiderseits Verstärkungen erwartet werden, keine Rede sein.

Paris, 6. Jan. Die kampflose Art und Weise, mit der die französischen Rekrutierungsbehörden die Einreichung eines jeden Mannes in die Armee vorgenommen haben, beginnt schlimme Folgen zu zeitigen. Industrie und Ackerbau liegen brach, besonders in der Provinz ist außer Andern und Creusen keine männliche Person mehr zu finden. Die

Regierung hat sich daher entschlossen, die Jahrgänge 1887 und 1888 der Territorialarmee aus dem Heeresdienst in die Heimat zu entlassen. Ob die Maßnahme, diese 47- und 48-jährigen Männer dem Heere zu entziehen, geeignet ist, dem bedenklichen Mangel an Arbeitskräften abzuwehren, erscheint fraglich.

Lyon, 6. Jan. Der „Progres“ meldet aus Dänkirchen: Der Bürgermeister von Dänkirchen erklärt in einem Aufruf an die Bevölkerung der Stadt: Der Angriff des Feindes gegen die Zivilbevölkerung am 30. Dezember hat eine große Anzahl Opfer gefordert. Um eine Wiederholung einer derartigen Katastrophe zu vermeiden, müsse die Bevölkerung nicht auf der Straße verweilen, wenn deutsche Flugzeuge die Stadt überfliegen.

Petersburg, 6. Jan. Infolge des Versagens der französischen Geldquelle und um der wachsenden Finanznot abzuwehren, hat das Finanzministerium bereits die meckwürdigsten Steuern ausgeschrieben. Neuerdings ist geplant, alle Angehörigen der Reichswehr ersten und zweiten Aufgebots mit einer hohen Abgabe zu belegen. Wie verlautet, soll die Maßnahme in kurzer Zeit in Kraft gesetzt werden. Die Unzufriedenheit unter der notleidenden Bevölkerung dürfte sich dadurch noch empfindlich steigern.

Paris, 6. Jan. Die Clemenceau greift nunmehr auch der „Gaulois“ die vielen Drücker unter den jungen Franzosen an, welche als „fils à papa“ sich um den Dienst in der Feuerlinie herumdrücken und daß sie von der französischen Regierung begünstigt würden. Bevor man die Japaner von dem anderen Ende der Welt geholt, wäre es gut, wenn man zuerst der Gesamtheit der jungen Franzosen den Weg zur Front zeigen würde.

Berlin, 6. Jan. Hohe Anerkennung wurde der Tapferkeit der 47. Reservebrigade zuteil. Ihr Kommandeur, General von Vessel erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse und Telegramme seitens des Chefs des Generalstabs im Auftrage des Kaisers und von Generalfeldmarschall von Hindenburg, in denen der Division für ihr tapferes Verhalten an der Seite der Bundesgenossen, besonders in den Kämpfen südöstlich Krakau Anerkennung gezollt wird. Auch Erzherzog Joseph Ferdinand und Feldmarschall-Lieutenant Roth sandten Glückwunschtelegramme.

Haag, 6. Jan. Aus Nairobi, der Hauptstadt von Britisch-Ostafrika, wird von britischer Seite gemeldet: Am 15. Dezember beschossen die englischen Kriegsschiffe „Hog“ und „Goliath“ mit Erfolg die deutsche Hauptstadt Dar-es-Salaam, die schwer mitgenommen wurde. Sämtliche Schiffe des Feindes im Hafen sind zerstört. 14 Europäer und 20 Eingeborene wurden gefangen genommen. Auf englischer Seite gab es einen Toten und 12 Verwundete.

Berlin, 6. Jan. Aus Kopenhagen wird berichtet, daß der frühere türkische Marineminister Djemal Pascha, der das Kommando des Heeres in Syrien hatte und am letzten Freitag in Jerusalem angekommen war, in seiner Wohnung tot aufgefunden wurde. Wahrscheinlich liegt ein Attentat vor.

Voraussichtliche Witterung für Donnerstag, 7. Januar: Abnehmende Bewölkung, und nur noch streichweise leichte Niederschläge, etwas kälter.

Verantwortlicher Schriftleiter: Heinrich Müller.

Oelpackstoff,

anerkannt bester Schutz der Pakete gegen Feuchtigkeit.

Preis für den Quadratmeter — 20 Pfg.

Vorrätig in der Buchhandlung von

Moritz Weidenbach, Dillenburg. & Seels Nachf.

Gg. Wiersdörfer,

Heilgehülfe, Dillenburg, Hauptstr. 73,

Sanitätsgeschäft.

Alle Arten Bruchbänder, Geradenhalter, Krankenpflege-, u. Wöchnerinnen-Artikel, Verbandstoffe und alle anderen in mein Fach einschlagenden Artikel. — Fachgemäße Bedienung. —

Luftfahrer-Lose

A 3 M. Ziehung 7.—9. Januar 1915 Gew. 1. 360 000

Gen.-W. v. M. 60 000 40 000

gewinn 30 000 25 000 20 000

Berliner Geld Lose

A. M. 3.30. 5918 Goldgew. Ziehung 19 u. 20. Januar.

Haupt-Gewinn 60000 20000

10000 Mk bares Geld.

Kölnener Lose

A 1 Mk. Zieh. 5.—7. Febr. Porto 10 Pfg. Jede Laste 20 Pfg mit versand. Glücks-Kollekte

Decke, Kreuznach.

Für Freitag empfehle

lebendige

Schellfische, Cabillaud

und

kl. Bratschellfische.

Heinr. Pracht.

Tüchtige Schlosser

und Klempner

zum sofortigen Eintritt bei gutem Lohn gesucht von

Stegener Alt.-Gef. für Eisenkonstruktion, Brückenbau und Verzinkeret, Weidweid i. Westf.

Bekanntmachung.

Donnerstag, den 4. Februar 1915, vormittags 10 Uhr vor den auf richterliche Befugung die der Witwe des Gustav Petz. Katharine geborene Krumm in Götterfeldbach geborenen Immobilien, bestehend in 9 in derselben Gemarkung gelegenen Aedern und Wiesen, zusammen auf 423 M. 10 a 10 m, auf der Gemarkung eiderel 1 zu Dillenburg am 3. Male versteigert. Der Zuschlag wird um jedes Versteigerungsgebot ohne Rücksicht auf den Schätzwert erfolgen, sofern nicht die Bestimmungen des § 59 Nr. 3 der Nassauischen Exekutionsordnung entgegenstehen.

Dillenburg, den 21. Dezember 1914.

Der Gerichtsschreiber des königlichen Amtsgerichts.

Meisterkursus.

In den Monaten Januar bis März wird wie alljährlich in Dillenburg wieder ein Vorbereitungskursus für die theoretische Meisterprüfung stattfinden. Begegnungsbücherführung, Kalkulation, Gewerbeordnung, Reichsversicherungsordnung, W-Gesetze, Schriftwechsel. Unterrichtszeit: Montag u. Donnerstag von 4½—6½ Uhr. Unterrichtsraum: Gewerbliche Fortbildungsschule Donorac: 5 M. Anmeldung bei dem Vorsitzenden des Gewerbevereins, Dr. O. Richter, oder Herrn Fortbildungsschullehrer Dr. Dönges.

Zu dem Kursus werden auch Handwerkerfrauen und Arbeiter vor allem zur Erlernung der gewerblichen Buchführung zugelassen.

(8715) Die Handwerkskammer Wiesbaden.

Aufruf!

Das unterzeichnete Komitee plant, auch in den folgenden Kriegsmonaten unsern Dillenburgern im Felde Liebesgaben zu senden. Unzählige Dankschreiben beweisen, daß die bisherigen Sendungen mit großer Freude aufgenommen wurden.

Einwohner Dillenburgs! Laßt uns nicht erlahmen in der Darreichung von Spenden für unsere Lieben da draußen, deren Aufopferung im Dienste unseres Vaterlandes und unserer selbst auch nicht erlahmt! Dillenburg, spendet reichlich! die da draußen kämpfen und bluten für uns! die vorhandenen Geldmittel gehen zur Neige, ihr könnt nicht wollen, daß weniger Bemittelte ohne Liebesgaben-Sendungen bleiben.

Frauen, Jungfrauen u. Mädchen! wir wenden uns an Euch mit der Bitte, gestrickte Strümpfe stiften zu wollen.

Die Angehörigen der Offiziere und Mannschaften ersuchen wir um Adressangaben und Mitteilung von Adressenveränderungen.

Annahme von Adressen und Spenden auf dem Rathaus oder bei den Ausschußmitgliedern.

Das Komitee zur Beförderung von Liebesgaben:

Gierlich, Dr. Dönges, Daffert, Berns,hardt, Lwarose, B u. L.

!! Feldpost !!

Meine absolut bruch sichere Feldpostpackung (250 Gramm) mit feinstem Jamaica-Rum und Kognak-Verschnitt hat bei unseren im Felde stehenden Truppen während der nassen und kalten Witterung überall freudige Aufnahme gefunden. — Derselbe ist als Zuguss zu Kaffee und Tee besonders willkommen.

Um einen ausgiebigen Versand zu ermöglichen, ist der Verkaufspreis auf 50 Pfg. gesetzt.

In fast allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Anfragen und Bestellungen erbittet

Franz Henrich, Dillenburg.

Des Jahreschlusses wegen bitten wir, alle etwa noch ausstehenden

Rechnungen

umgehend einzureichen.

Zweigezins v. Noten Franz.

Stundenmädchen

für Sonntags und über Mittag gesucht. (84) Näheres bei H. H. H. H.



Todes-Anzeige.

Verwandten, Freunden u. Bekannten die schmerzliche Nachricht, dass mein innigstgeliebter Mann, unser guter Sohn, Brüder, Schwiegersohn und Schwager

Kaufmann Hans Haerberle,

Unteroffizier im Landwehr-Regiment Nr. 119, 2. Komp., im 30. Lebensjahr in den Vogesen den Heldentod fürs Vaterland gestorben ist.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Berta Haerberle geb. Georg.

Dillenburg, Menzingen, den 6. Januar 1915.